

Davide Giuriato, *Mikrographien. Zu einer Poetologie des Schreibens in Walter Benjamins Kindheitserinnerungen (1932–1939)*. (Zur Genealogie des Schreibens 5) Fink, München 2006. 324 S., € 39,90.

Anfang 1918 berichtet Walter Benjamin aus dem Urlaub im sonnigen Locarno von seiner Lektüre der *Maximen und Reflexionen* Goethes. Sie gehörten zu den wenigen Büchern, die sich mit dem südlichen Klima vortrefflich vertrügen. Nicht minder bemerkenswert aber scheint dem jungen Gelehrten der Hinweis, daß er den Text „in der unübertrefflich streng philologischen Weimarer Sophienausgabe“ lese. Noch vor dem Urlaub hatte er aus Bern, wo er im Sommer 1920 mit seiner Arbeit über den *Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik* zum Dr. phil. promoviert werden sollte, dafür gesorgt, daß ihm der neu erschienene IV. Band der bei Georg Müller in München verlegten Hellingrathschen Hölderlinausgabe an seine Schweizer Adresse geschickt wird. Bei dem Band handelt es sich um das philologische Vermächtnis Norbert von Hellingraths, der 1916 vor Verdun gefallen war. In dem von Benjamin mit Ungeduld erwarteten Band hatte Hellingrath die Überlegungen seiner Dissertation über die *Pindarübertragungen von Hölderlin*, die der Untertitel programmatisch als *Prolegomena zu einer Erstausgabe* auswies, auf die Edition der späten Gedichte angewandt und damit der Neuentdeckung Hölderlins die lange Zeit maßgebliche philologische Grundlage gegeben.

Nicht nur Benjamin sah in der Weimarer Sophienausgabe der Werke Goethes und in der von Hellingrath initiierten Hölderlinausgabe die Möglichkeiten einer historisch-kritischen Edition exemplarisch eingelöst. Die Zeitbedingtheit dieses Urteils hätte wohl kaum nachdrücklicher als durch den editionsphilologischen Streit um Hölderlin illustriert werden können, der, mit den Namen Friedrich Beißners und Dieter E. Sattlers verbunden, seit den 1970er Jahren das historisch-kritische Selbstverständnis nicht nur der Hölderlinphilologie erschüttert und seitdem grundlegend revidiert hat. Galt noch für Beißner und erst recht für Hellingrath die Orientierung am Werkbegriff, wie er sich aus der hermeneutischen Tradition herleitet, als verbindliche Orientierung eines sich genetisch verstehenden Editionsverfahrens, so hat die neuere Editionsphilologie diesen Konsens zugunsten einer radikalen Infragestellung nicht nur des Werk-, sondern inzwischen auch des Textbegriffs aufgekündigt.

Vor diesem Hintergrund richtet die vorliegende Baseler Dissertation ihr Interesse auf Walter Benjamin und auf keinen seiner Texte mit einleuchtenderer Berechtigung als auf das Textkorpus, das der Verfasser im Titel nicht von ungefähr mit Vor- und Umsicht als Benjamins „Kindheitserinnerungen (1932–1939)“ bezeichnet. Aus dem Jahr 1932 stammen die ersten Aufzeichnungen zu einer *Berliner Chronik*, zu deren Abfassung Benjamin sich durch einen Vertrag mit der *Literarischen Welt* verpflichtet hatte. Aus diesen zu Lebzeiten ungedruckt gebliebenen Aufzeichnungen ist durch eingehende Umarbeitung und Umschrift das Buchprojekt der *Berliner Kindheit um 1900* entstanden, das in zwei zum Teil erheblich voneinander abweichenden Handschriften und zwei sowohl von den Handschriften als auch voneinander divergierenden Typoskripten überliefert ist. Hinzu kommen Drucke einzelner Stücke, die für die Publikation und bereits gedruckt weiter bearbeitet wurden. Zu Lebzeiten ist das Buch, an dem Benjamin noch 1939 arbeitete, nie erschienen. Erst nach seinem Tod veröffentlichte Adorno 1950 einen Text, der zumindest den Titel mit dem geplanten Buch teilte und dem immerhin das Verdienst zukommt, die Wiederentdeckung Benjamins in der Bundesrepublik eingeleitet zu haben. Inzwischen liegt die *Berliner Kindheit* gemeinsam mit der *Berliner Chronik* in zwei voneinander abweichenden Drucken innerhalb der *Gesammelten Schriften* vor. Dem von den Herausgebern als „Fassung letzter Hand“ bezeichneten Druck im Nachtragsband der *Gesammelten Schriften* liegt ein Typoskript zugrunde, das Giorgio Agamben 1981 in der Pariser Bibliothèque nationale entdeckte. Erst 1988, nach Abschluß des Nachtragsbandes, gelangte das früher zu datierende, nach seinem Aufbewahrungsort benannte „Gießener Typoskript“ in die Hände der Herausgeber; es wurde 2000 in einem Separatdruck veröffentlicht.

Wie ergänzungsbedürftig diese auf bekannte Fakten sich stützende Darstellung der Entstehungs- und Editions-geschichte der Kindheitserinnerungen ist, zeigt bereits ein flüchtiger Blick auf die detaillierte Rekonstruktion, die Giuriato im III. Teil seiner Studie vorlegt. An dieser minutiösen Dokumentation, die nicht nur unveröffentlichtes, sondern obendrein bisher völlig unbekanntes Archivmaterial berücksichtigt und zum Teil in Abbildungen und Transkriptionen vor Augen führt, wird künftig keine Beschäftigung mit der *Berliner Kindheit* und mit Texten aus

ihrem Umkreis vorbegehen können. Sie ist nicht nur in der Sache unschätzbar verdienstvoll, sondern auch in ihrer Würdigung der bisherigen Editionen wohltuend ausgewogen und sachlich, wenn auch deswegen keineswegs unkritisch.

Um sich mit dem philologischen Kontext zunächst vertraut zu machen, ist es vielleicht ratsam, die Lektüre mit diesem III. Teil zu beginnen, auf den der Leser der ersten beiden Teile sich ohnehin des öfteren verwiesen sieht. Die Dokumentation läßt die Berechtigung der von Giuriato aufgeworfenen Frage danach, was „die Berliner Kindheit“ (S. 9) sei beziehungsweise welches als „das Manuskript“ (S. 211) der Kindheitserinnerungen zu gelten habe, unmittelbar plausibel erscheinen. Die dem Leser hier vor Augen geführte materielle Geschichte des Textes illustriert darüber hinaus eindringlich die These, die Giuriato in seiner Studie im einzelnen näher begründet, daß es nämlich „den ‚Text‘ *Berliner Kindheit* gar nicht gibt, sondern nur Entwürfe zu ihm“ (S. 112), daß also Benjamins Kindheitserinnerungen „keine abgeschlossene und definitive Form gefunden“ haben (S. 9) – und daß sie die Form eines von allem Unfertigen und Vorläufigen abschließend gereinigten Textes in Buchform aus guten Gründen auch nicht haben finden können.

Zwar ist Giuriato, wie er gelegentlich bemerkt, „von einem archivalischen Befund ausgegangen“ (S. 300). Diesen Befund aber begreift er als den Reflex einer „Poetologie des Schreibens“, von der seine Studie in ihren beiden ersten Teilen handelt. In seinen Kindheitserinnerungen reflektiere Benjamin die Erfahrung der prinzipiellen Unabschließbarkeit der auf die Kindheit gerichteten Erinnerungstätigkeit. Wie zahlreiche Textbeispiele belegen, die sprachliche Mißverständnisse oder das Lesen- und Schreibenlernen zum Gegenstand haben, vergegenwärtigt Benjamin die Kindheit immer wieder wörtlich als *in-fantia*, nämlich als „das Unvermögen, (zusammenhängend) zu sprechen“ (S. 19). In den Augen des mit den fundamentalen Zivilisationstechniken des Lesens und Schreibens irreversibel vertrauten Erwachsenen erscheint das Kind somit als Barbar, von dem er sich durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt sieht. In einem kurzen Text aus dem Jahre 1933 hatte Benjamin den Begriff eines neuen, positiven Barbarentums eingeführt. In *Erfahrung und Armut* beschreibt er die Desavouierung traditioneller Erfahrung und das Aufkommen eines neuen Barbarentums als Folgen der zunehmenden Technisierung der Lebenswelt. Die neue Erfahrungsarmut gelte es jedoch nicht als Verlust zu beklagen, sondern vielmehr als Chance zum Neubeginn zu ergreifen. Entsprechend stellt sich Giuriato die Unabschließbarkeit des Versuchs, der Kindheit in der Erinnerung habhaft zu werden, zwar als Verlusterfahrung dar. Nach Maßgabe der kulturkritischen Diagnose aber läßt sich der Verlust in Gestalt des kontinuierlichen Aufschreibens der auf das Verlorene gerichteten Erinnerungsanstrengung als Gewinn verbuchen.

Giuriato entwickelt die in diesen Überlegungen theoretisch begründete „Poetologie des Schreibens“ in enger Anlehnung an die Vorarbeiten von Friedrich Kittler und Manfred Schneider.¹ In diesem medientheoretischen Kontext ist es bemerkenswert, daß Benjamin grundsätzlich der Handschrift und ihren Utensilien vor der Schreibmaschine den Vorzug gibt. Die materielle Dimension des Schreibens aber wirkt sich mittelbar auf das Geschriebene aus. Denn nicht nur mündet die um ihren Gegenstand betrogene Erinnerung in einen unabschließbaren Aufschreibeprozess, vielmehr hat, wie Giuriato unter Berufung auf die neuere Schreibprozessforschung konstatiert,² dieses Schreiben sich selbst zum Gegenstand. Als „intransitives Schreiben“ (S. 33, 46) wird es in der konkreten Materialität seiner Utensilien und des Schriftbildes zum ganz unmetaphorischen, buchstäblichen Schauplatz dieser Unabschließbarkeit. Benjamin selbst hat sich wiederholt dagegen verwahrt, seine Aufzeichnung als eine Biographie zu verstehen. Dem trägt Giuriato dahingehend Rechnung, daß er Benjamins Kindheitserinnerung als eine „Auto-graphie“ (S. 85–118) begreift, die eben nicht ein vergangenes Leben, sondern vielmehr den höchst gegenwärtigen Prozeß des Schreibens zu ihrem eigentlichen Gegenstand habe.

Im Horizont dieser Überlegung erscheint Proust, mit dessen *Recherche* sich Benjamin vor und während der Arbeit an seiner Autobiographie intensiv beschäftigte, als der große Gegenspieler. Im

¹ Friedrich Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985 und Manfred Schneider, *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München 1986.

² Giuriato verweist auf die Anfang der 1970er Jahre in Frankreich entstandene „critique génétique“ und die daran anknüpfenden Arbeiten von Almuth Grésillon, Klaus Hurlebusch, Roland Reuß u. a.

Gegensatz zur exzessiven Schreibdynamik, die in dem monumentalen Romanwerk Gestalt gewinne, sei für Benjamins Schreibbewegung ein permanentes Umschreiben charakteristisch, das durch keine quantitative, sondern vielmehr durch eine qualitative Anstrengung motiviert sei. Für das von Giuriato im Detail belegte Verfahren der kontinuierlichen Revision und Kürzung einzelner Texte sei deshalb weniger an Proust, sondern eher an Robert Walser und Kafka zu denken. Der von Benjamin bei Kafka beobachtete Gestus der Unterbrechung habe sich letztlich seinem eigenen Schreibprozeß eingeschrieben und seine Texte dem Ideal der „kleinen Form“ (S. 27–30; vgl. S. 93) angenähert, die er an Walser schätzen gelernt habe. Abermals ist die Rede von der ‚kleinen Form‘ keineswegs metaphorisch mißzuverstehen. Im Rahmen einer Poetologie des Schreibens ist sie vielmehr als eine Ausdrucksform jener „Mikrographie“ zu begreifen, die zugleich in der mikroskopisch winzigen Handschrift Benjamins unmittelbar greifbare Gestalt gewinnt, in der seine Erinnerungen im Manuskript überliefert sind.

Dieser materiellen Dimension der Benjaminschen Kindheitserinnerungen widmet sich Giuriato im II. Teil seiner Studie, in der er die langsame Verfertigung der Texte beim Umschreiben und Kürzen verfolgt und die Mitwirkung verschiedener Papiersorten und Schreibutensilien, von Seitenrändern und Streichungen sowie der Übersetzung des Geschriebenen an einem kontinuierlichen Schreibprozeß untersucht, den er schließlich schreibend verstummen sieht. Es ist anzunehmen, daß der Verfasser in der Anlage seiner Arbeit, in der die nun folgende, bereits eingangs gewürdigte Dokumentation nicht etwa in den Anhang verbannt ist, sondern zum integralen Bestandteil der Darstellung gehört, seine theoretische Reflexion zugleich methodisch zum Ausdruck bringen wollte.

Wenn keine zukünftige Beschäftigung mit der *Berliner Kindheit* an Giuriatos Studie wird vorbeigehen können, so wird sie sich auch der von ihm mit größter Eindringlichkeit aufgeworfenen philologischen Grundfrage nach dem Verhältnis von Edition und Interpretation, von Befund und Deutung, nicht entziehen können. Deshalb wird sie aber nicht notwendig dem von Giuriato gewiesenen Weg folgen und – zugespitzt formuliert – den Befund auch schon als Deutung ausgeben wollen. Die akribische Konzentration auf den Schreibprozeß läuft mitunter Gefahr, das Geschriebene zu vernachlässigen. So verweist Benjamin in dem für Giuriatos Überlegungen so zentralen Text über *Erfahrung und Armut* eben nicht auf Proust, Kafka oder Walser, sondern auf Klee und Loos und vor allem auf Scheerbar und Brecht. Was sich vor diesem Hintergrund als der Versuch zu erkennen gibt, die Bedingungen der Möglichkeit einer Erfahrung der Moderne zu erfassen, determiniert noch die Gegenwart des Schreibenden, von dem in der *Berliner Chronik* die Rede ist. Der ist aber nicht nur als Schreibender gegenwärtig, sondern er schreibt eben in der Gegenwart. Auch wenn es problematisch ist, wie Giuriato betont, von einer „Fassung letzter Hand“ der *Berliner Kindheit* zu reden, so spricht der philologische Befund dennoch nicht dagegen, einer hier überlieferten Selbstdeutung die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. Er habe sich bemüht, so Benjamin, in seinen Aufzeichnungen „der *Bilder* habhaft zu werden, in denen die Erfahrung der Großstadt in einem Kinde der Bürgerklasse sich niederschlägt“. ³ Von den Bildern der Vergangenheit, die vorbeihuschen, handelt Benjamin in den Thesen *Über den Begriff der Geschichte*, die nicht nur philologisch ein Problem darstellen, das kaum hinter dem zurücksteht, welches die Kindheitserinnerungen aufwerfen, von denen Giuriatos Studie so verdienstvoll handelt. Dennoch ist die Sorge nicht von der Hand zu weisen, daß einen zu hohen Preis entrichtet, wer in dem „Tigersprung ins Vergangene“ nichts anderes als die Choreographie eines philologischen Steptanzes vorgezeichnet findet.

Rice University
Department of German & Slavic Studies-MS #32
P.O. Box 1892
Houston, TX 77251-1892
USA
ustein@rice.edu

Uwe Steiner

³ Walter Benjamin, *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* <Fassung letzter Hand>. In: ders., *Gesammelte Schriften*. 7 Bde. und Suppl., unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt/M. 1972–1999, Bd. VII/2, S. 385–433, hier S. 385.